

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 23

Gießen, Freitag den 12. Juni 1914.

6. Jahrgang

Wirkungen der Frauenbewegung.

Die Suffragettenattentate haben in der letzten Zeit auch in Deutschland wieder größere Beachtung gefunden. Nicht nur in rechtsstehenden Blättern, sondern bis weit in die liberale Presse hinein entrüstet man sich über das verächtliche und verbrecherische Vorgehen der „Wahlweiber“. Vielfach wird versucht, die gesamte Frauenstimmrechtsbewegung für die Suffragettentaktik verantwortlich zu machen. Die Tatsache, daß nur ein kleiner Teil der englischen Stimmrechtlerinnen die „militant tactics“ ausgenommen haben, wird ebenso verschwiegen, wie man sich hütet, an die Erklärung des liberalen Ministers Hobhouse zu erinnern, der nicht an den unbeugbaren Willen der Frauen, das Wahlrecht zu erkämpfen, glauben wollte, da sie noch nicht zu Brandstiftungen und Zerstörungen, denen die englischen Männer ihre politischen Rechte zu verdanken hätten, übergegangen seien.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob die Suffragettentaktik der Frauenstimmrechtsbewegung mehr nützt oder schadet, aber es muß als durchaus unstatthaft bezeichnet werden, daß die bürgerliche Presse fast durchweg die Handlungsweise der Suffragettes verurteilt, ohne sich die Mühe zu machen, über ihre Ursachen nachzudenken. Man sucht nur diese Leidenschaftsausbrüche unter eine bestimmte Norm zu bringen, um dann die ganze Bewegung umso leichter abtun zu können. Einige reden von Hysterie, andere suchen den Grund in sexuellem Unbefriedigtsein der unverheirateten Frauen, aber es ist ihnen doch nicht möglich, ganz allgemein einen krankhaften Zustand als die Ursache jener Vergehen gegen das private und staatliche Eigentum nachzuweisen.

Neuerdings interessieren sich auch die deutschen Juristen für das Problem. In der Deutschen Strafrechts-Zeitung versucht Regierungsrat Dr. Lindenau Zusammenhänge zwischen Frauenbewegung und Verbrechen festzustellen, und er bespricht bei dieser Gelegenheit auch die Suffragettenbewegung. Er meint, daß die günstigere Kriminalität des weiblichen Geschlechts auf die geschützte Stellung der Frau im Hause zurückzuführen sei, daß bei stärkerer Beteiligung am Berufsleben und am öffentlichen Leben auch die Frau stärkeren Reibungen ausgesetzt sein werde und damit „in die Feuerlinie der gefährlichsten Verbrechensursachen“ rücke. Gleichzeitig gibt er jedoch zu, daß durch die Vermehrung der Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten die sittliche und wirtschaftliche Widerstandsfähigkeit des weiblichen Geschlechts erheblich gesteigert worden sei, und daß infolgedessen die Kriminalität nicht den vorher befürchteten Umfang angenommen habe. Er hätte hinzufügen können, daß die Organisation der Frauen ebenfalls in hohem Maße auf die Stärkung der sittlichen Qualitäten eingewirkt hat. Jede Organisation mit ersten Zwecken und Zielen — ganz gleichgültig ob Partei, Berufsorganisationen oder andere Vereinigungen — weckt in ihren Mitgliedern durch die Disziplin, die sie verlangen muß, durch die gemeinsame Arbeit und durch das Unterordnen unter den Willen der Mehrheit sittliche Kräfte, die sie zum Lebenskampf tüchtiger machen.

Aber es scheint, als ob Dr. Lindenau der modernen Frauenbewegung diese Wirkung nicht zusprechen wolle. Wenn er sie auch nicht direkt verantwortlich macht für die von Frauen begangenen Verbrechen, so hält er sie doch für die indirekte

Förderin. Die Verbindung von „Suffragettenstandal“ und Frauenbewegung sei gegeben, die Übereinstimmung liege im Ziele — dem Frauenstimmrecht.

„Aber auch die Tat der französischen Ministersgattin, die den politischen Gegner ihres Ehemannes niederschleift, ist ein Symptom weiblichen Hinausdrängens in die Arena der Öffentlichkeit und nur denkbar in einer Zeit, in der weite Schichten vom Ideenkreise der Frauenemanzipation durchsetzt sind.“

Diesem durch die Frauenemanzipation geförderten Hinausdrängen stellt Dr. Lindenau die „ruhige Entfaltung der Frauenarbeit in gelehrter Berufsausübung“ entgegen, die zwar sicher die allgemeine Kriminalität der Frauen erhöhen, aber doch nicht zu gemeingefährlichen Ausbrüchen führen werde.

Gerade die Tat der Madame Caillaux darf man aber nicht als ein Symptom der Frauenemanzipationsbestrebungen ansprechen. Daß der Figaro-Redakteur der politische Gegner ihres Mannes war, spielte bei ihrer Tat sicher nur eine untergeordnete Rolle. Ausschlaggebend war, daß er ihren Mann bis aufs äußerste peinigete und daß sie ihren wie ihres Mannes Ruf bedroht sah. Ihr fehlte jede innere Disziplin, sie schoß den Gegner nieder, um vor allen Dingen ihren Mann vor seinem Haß zu schützen. Zweifellos hat es stets Frauen gegeben, denen die Leidenschaft die Fähigkeit raubte, über die Zweckmäßigkeit und die wahrscheinlichen Folgen einer solchen Tat nachzudenken. Sie handeln im Affekt und man muß sich hüten, ihre Tat mit einer großen Bewegung in irgend welchen Zusammenhang zu bringen.

Schwieriger ist eine Definierung der Wirkung der Frauenemanzipationsbestrebungen auf die Suffragettenbewegung. Sicher ist hier der Zusammenhang vorhanden. Die Frauenstimmrechtsbewegung ist aus der allgemeinen Frauenbewegung hervorgegangen. Aber es sollte doch auch wieder zu denken geben, daß die fest organisierten Verbände, in denen die Mehrheit der Mitglieder auf den Jahresversammlungen über die Fortführung oder das Aufgeben bestimmter Kampfesformen entscheidet, bis jetzt trotz aller Provokationen durch wortbrüchige Abgeordnete und reaktionäre Minister an der durch das Gesetz erlaubten Kampfweise festhalten. Nur die Gruppe der Frauenstimmrechtsorganisationen, in der ausschließlich die Leiterinnen über die Taktik zu entscheiden haben, ist zu der kriegerischen Methode übergegangen. Daß die „Womens Social and Political Union“ eine große Mitgliederzahl hinter sich hat, obwohl die Rechte der Mitglieder nicht sehr weit gehen, liegt wohl daran, daß die Regierung durch ihr brutales und in der ersten Zeit ungefehltes Vorgehen Märtyrerinnen geschaffen hat, und daß diese Frauen, die von der Regierung mißhandelt wurden, geistig und sittlich hochstehende Persönlichkeiten sind, die in der öffentlichen Wohlfahrtspflege hervorragende Arbeit geleistet haben.

Will man überhaupt nach dem Schuldigen suchen, so darf man nicht außer Acht lassen, daß die Unzufriedenheit mit dem politischen Regime bei den Männern in dem Stimmzettel bei den Wahlen ihren Ausdruck findet. Sie können das System, das ihnen nicht gefällt, durch ein anderes ersetzen, wenn sie stark genug sind. Der Unmut der Frauen speichert sich auf, wird er gereizt und geschürt durch Provokationen der an der

Regierung Beteiligten, so macht er sich schließlich in gewaltsamen Ausbrüchen Luft, und zwar umso mehr, je weniger die einzelnen Frauen in der Schule der Organisation gelernt haben, ihrem Temperament Zügel anzulegen und die Wirkung ihrer Handlungsweise zu berechnen.

Verstöße gegen die Arbeiterinnen-Schutzvorschriften.

Die Gewerbeordnung enthält in ihrem Titel VII. eine Anzahl Vorschriften, die einen Schutz der erwachsenen Arbeiterinnen bewirken sollen. Leider erstrecken sie sich nur „auf Betriebe, in denen in der Regel mindestens zehn Arbeiter beschäftigt werden.“ Und auch von diesen großen Betrieben sind noch viele, wie z. B. die Gastwirtschaften, die Handelsgeschäfte, die Verkehrsanstalten usw., ausgeschlossen. Die Kontrolle über die Durchführung der Schutzmaßnahmen liegt in der Hauptsache den Gewerbeinspektionen ob. In welchem Umfange die preussischen Gewerbeaufsichtsbeamten im Jahre 1913 Verstöße gegen die einschlägigen Vorschriften festgestellt haben, lehrt folgende Zusammenstellung.

Nach den Berichten wird am häufigsten gegen die gesetzlichen Vorschriften über die Beschäftigung der Arbeiterinnen an Samstagen und Vorabenden der Festtage gesündigt. Der § 137 der Gewerbeordnung sieht vor, daß diese Beschäftigung die Dauer von acht Stunden nicht überschreiten und nicht bis über 5 Uhr nachmittags dauern darf. Die Zahl der festgestellten Verstöße hiergegen betrug 812, die der dabei beteiligten Arbeiterinnen 5611. Am weitest zahlreichsten waren dabei die Werkstätten der Kleider- und Wäschekonfektion vertreten, nämlich mit 317 Fällen und 1430 Personen. Hinsichtlich des Bezirks ragt hier besonders Düsseldorf mit 99 Fällen und 902 Personen hervor.

Zwischen den Arbeitsstunden muß den Arbeiterinnen eine mindestens einstündige Mittagspause gewährt werden. Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu besorgen haben, sind auf ihren Antrag eine halbe Stunde vor der Mittagspause zu entlassen, sofern diese nicht mindestens ein und eine halbe Stunde beträgt. Gegen diese Vorschrift wurde in 383 Fällen verstoßen; die Zahl der beteiligten Arbeiterinnen betrug 3733. Gegen das Verbot hat die Zahl der Arbeiterinnen, gegen die der Schutz verabsäumt wurde, um 680 zugenommen. Hier steht das Bekleidungs-gewerbe mit der größten Zahl der Zuwiderhandlungen obenan.

Die Beschäftigung von Arbeiterinnen darf die Dauer von zehn Stunden täglich nicht überschreiten. Hiergegen wurde in 312 Fällen gesündigt; die Zahl der Arbeiterinnen, die darunter zu leiden hatten, betrug 2809. Mit einer besonders großen Zahl von Fällen tritt hier die Textilindustrie in die Erscheinung. Dem Bezirke nach steht wieder Düsseldorf obenan.

In der Nachtzeit von 8 Uhr abends bis 6 Uhr morgens dürfen Arbeiterinnen überhaupt nicht beschäftigt werden. Gegen diese Schutzvorschrift wurden 94 Verstöße festgestellt. Die Zahl der dabei in Frage kommenden Arbeiterinnen betrug 727. Auch hier kamen die meisten Verstöße im Bekleidungs-gewerbe vor. — Nach Beendigung der täglichen Arbeitszeit ist den Arbeiterinnen eine ununterbrochene Ruhezeit von mindestens elf Stunden zu gewähren. Hiergegen wurden 19 Verstöße festgestellt, bei denen 150 Arbeiterinnen beteiligt waren. — Arbeiterinnen dürfen vor und nach ihrer Niederkunft im ganzen während acht Wochen nicht beschäftigt werden. Ihr Wiedereintritt ist an den Ausweis geknüpft, daß seit ihrer Niederkunft wenigstens sechs Wochen verstrichen sind. Gegen diese Vorschrift soll angeblich nur in zwei Fällen verstoßen worden sein.

Nach § 137a der Gewerbeordnung darf Arbeiterinnen für die Tage, an welchen sie in dem Betriebe die gesetzliche zulässige Arbeitszeit hindurch beschäftigt waren, Arbeit zur Verrichtung außerhalb des Betriebes vom Arbeitgeber überhaupt nicht übertragen oder für Rechnung dritter überwiesen werden. Für andere Tage ist die Übertragung von Arbeiten nur in beschränktem Maße gestattet. Gegen diese Vorschriften soll nur in 9 Fällen verstoßen worden sein; die Zahl der beteiligten Arbeiterinnen betrug 79.

Arbeiterinnen dürfen in verschiedenen Betriebszweigen nicht beschäftigt werden, so nicht in Kokereien, nicht zum Transport von Materialien bei Bauten aller Art usw. Hiergegen fanden 20 festgestellte Verstöße statt, wobei 72 Arbeiterinnen ermittelt wurden. — Der Bundesrat hat weiter auf Grund des § 139a der Gewerbeordnung für bestimmte Anlagen noch Vorschriften erlassen über besondere Pausen, Ruhezeiten zwischen Arbeits-schichten, Wechsel von Tag- und Nachtschichten usw. Die Gewerbeaufsichtsbeamten haben 56 Verstöße gegen solche Vorschriften festgestellt. In Betracht kamen dabei 139 Arbeiterinnen.

Sollen Arbeiterinnen beschäftigt werden, so hat der Arbeitgeber vor dem Beginn der Beschäftigung der Ortspolizeibehörde eine schriftliche Anzeige zu machen. Weiter hat er dafür zu sorgen, daß in den Betriebsräumen eine Tafel aushängt, die in deutlicher Schrift einen Auszug aus den Bestimmungen über die Beschäftigung der Arbeiterinnen enthält. Die Nichteinhaltung dieser Vorschriften wurde in 2567 Fällen festgestellt. Daran sind die Werkstätten der Kleider- und Wäschekonfektion allein mit 909 Verstößen beteiligt.

Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß die Uebertretungen

gegen die aufgeführten Schutzbestimmungen weit zahlreicher vorkommen, als die „festgestellten“ angeben. Gehört es doch schon zu den Zufällen, wenn die Gewerbeaufsichtsbeamten solche Zuwiderhandlungen feststellen. Der Fehler liegt in der gesamten Organisation unserer Gewerbeaufsicht, die keine Fühlung mit der Arbeiterkassat hat.

Die Lage der Arbeiterinnen in Japan.

Von Sen Katayama.

Nächst der Baumwollindustrie ist in Japan die Fabrikation von Seide der wichtigste Industriezweig. Die größte Verbreitung hat die Seidenfabrikation in der Provinz Shinsin, einem Bergland nördlich von Tokio, im übrigen ist sie aber über das ganze Land verstreut. In der Hauptsache sind in der Seidenindustrie junge Mädchen und Frauen beschäftigt. Ueber die Lage dieser Arbeiterinnen veröffentlichte kürzlich ein junger Mediziner in der Tageszeitung Asahi eine Reihe von Artikeln, denen das folgende entnommen sei:

In der Provinz Shinsin werden über 80 000 Mädchen in der Seidenfabrikation beschäftigt. Davon sind etwa 58 000 aus der Provinz, der Rest aus den Nachbargebieten. Diese Arbeiterinnen beginnen ihr Tagewerk bereits um 6 Uhr morgens und beenden es nicht vor 7 Uhr abends, in der Regel erst später. Eine Sonntagsruhe ist unbekannt, nur zwei Feiertage im Monat, am 1. und 15. des Monats, werden ihnen gewährt. Die ganze lange Arbeitszeit, vielfach 15 Stunden pro Tag, wird kaum unterbrochen zur Einnahme der Mahlzeiten. In 5 bis 8 Minuten müssen die Mädchen das Essen stehend hinuntergeschlungen haben. Das Essen wird vom Fabrikanten geliefert, auch die Schlafstätten.

Der Lohn ist äußerst niedrig, die besten Arbeiterinnen bringen es im Jahre bei 340 bis 345 Arbeitstagen und 13—15-stündiger täglicher Arbeitszeit auf etwa 100 Yen (211 Mk.). Ein raffiniertes Strafsystem sorgt dafür, daß ein erheblicher Teil des Lohnes wieder in die Taschen der Fabrikanten zurückfließt. Die Mädchen werden gezwungen, alltäglich ein gewisses Quantum Arbeit zu leisten. Können sie das in der gegebenen Zeit nicht fertig stellen, dann müssen sie länger arbeiten. Die Kinderausbeutung steht in diesen Betrieben in höchster Blüte. Kinder von 12 bis 13 Jahren werden dazu verwandt, den älteren Arbeiterinnen zu helfen; auch für diese Kinder dauert die Arbeitszeit mitunter 12 bis 15 Stunden. In den engen, kaum 6 Fuß langen und ebenso breiten Schlafstätten liegen je 4 Mädchen beieinander und zwar an ebener Erde. Kein Wunder, daß, wie der Arzt berichtet, 40 Prozent dieser Bedauernswerten die Schwindsucht haben. Wird ein Mädchen ernstlich krank, dann wird es vom Unternehmer einfach nach Hause geschickt, von wo es häufig nicht mehr wiederkehrt. Die Gesundheit ist gebrochen, in den meisten Fällen gehen diese bedauernswerten Opfer einer grenzenlosen Ausbeutung frühem Tod entgegen. Der Fabrikant ist ihrer aber ledig, ihr Geschick kümmert ihn nicht.

Die Zustände in den Baumwollspinnereien sind nicht besser. Hier sind größere Betriebe die Regel. In der Seidenindustrie beschäftigt ein Unternehmer selten 1000 Personen, in den Baumwollspinnereien arbeiten oft mehrere Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen zusammen. In den meisten der Baumwollspinnereien wird Tag und Nacht in zwei Schichten von je 12 Stunden gearbeitet. Hier herrscht die Maschinenarbeit vor. Auch hier werden die Mädchen fast ausnahmslos in den Schlafsälen der Fabrik beherbergt, auch erhalten sie vom Unternehmer das Essen. Die Kontrakte laufen in der Regel auf 3 Jahre, der Lohn beträgt 14—20 Yen (28—40 Pfg.) pro Tag.

Um an einem Beispiel zu zeigen, wie brutal die Fabrikarbeiterinnen behandelt werden, sei folgendes mitgeteilt: In der Tabakfabrik von Oyamama war kürzlich eine Börse, die einiges Geld enthielt, verloren worden. 500 Mädchen wurden einem peinlichen Verhör unterzogen und mußten sich eine demütigende Leibbesichtigung gefallen lassen. Am Abend beim Verlassen der Arbeitsstätte wurde die Kontrolle wiederholt.

Die Ausbeutung der Arbeiterinnen wird in Japan durch keinerlei gesetzliche Maßnahmen beschränkt. Vor einigen Jahren wurde im Parlament ein Fabrikgesetz zwar angenommen, aber durchgeführt ist es heute noch nicht, es fehlt ihm

der Charakter des zwingenden Rechts. Selbst wenn es aber sofort in Kraft träte, würde die Nacharbeit für Frauen doch für die nächsten 15 Jahre noch nicht aufhören, da eine so lange Uebergangsfrist vorgezogen ist.

Mutter Martens Feierabend.

Von Julius Fersak.

Sie hatte nie Zeit zu Tagträumen gehabt und war deshalb überrascht als eines Tages ihr Lebensfeierabend sie in sonniges Nichtstun locken sollte. Jahrelang wünschte sie, des Schindens und Plagens müde, sich Ruhe und bessere Tage. Aber ihr Mann, der Hannes Marten, wollte noch nicht. Im Gegenteil, es schien, als ob jeder alternde Tag neue Kräfte in ihm wecke. Und das ging so von der Frühjahrssaat bis zur letzten Herbsterte in mühevoller, harter Arbeit, um dem Boden den Preis des Schwelges; das Notwendige für die kurze Gnadenfrist, die man Leben nennt, abzutragen. Mutter Martens, die an sich nur eine schwächliche Person war, hatte das Leben, das seit ihrer Schulzeit in Feldarbeit bestand, niedergebückt und den Rücken gekrümmt. Dazu hatte sie mehrere Krankheiten und schwere Wochenbetten durchgemacht und war nie ganz zu einer fröhlichen Gesundheit gekommen. Nur die letzten Jahre ging es etwas besser. Das Leben war nicht mehr so farg. Das Essen bestand nicht mehr allein aus Kartoffeln, Milch und Hülsenfrüchten, ja ihr Hausstand hatte sogar den Ruf einer gewissen Wohlhabenheit für die Verhältnisse in einem kleinen Landstädtchen, wo es den Fabrikarbeiterelenden viel knapper ging.

Von neun Kindern, die sie geboren hatte, waren fünf am Leben geblieben. Davon hatten vier Handwerke gelernt, standen in der Fremde auf eigenen Füßen und nur einer war daheim geblieben, der die Landwirtschaft hätte übernehmen sollen, damit die Tradition einen Erben habe. Der aber hatte es vorgezogen, auf Handwerk und freies Bauernum zu verzichten und ging in die Fabrik. Diese Lebensgrundlage brachte alle Woche bares Geld ins Haus, während die anderen, auf die die Martens die größte Hoffnung gesetzt hatten, höchstens dann und wann zu Besuch kamen, aber nie von erübrigtem Geld sprachen, geschweine etwas dem begonnenen Häuschen auf der Sparkasse hinzulegte. Denn, daß es nicht vergessen wird, die alten Martens hatten sich nicht nur aus den Schulden herausgearbeitet und ihr Häuschen ganz bezahlt; ohne je die Ländereicht schuldig zu bleiben, hatten sie auch einige Tausend Mark auf der Sparkasse liegen. Das könnte auf den ersten Blick nicht recht glaublich erscheinen. Und es wäre auch wohl so, wenn ich nicht kurz erklären würde, wie das zugegangen ist.

Es gibt und gab in Deutschland bestimmte ländliche Kleinstädtische Gegenden, die auf Grund ihrer günstigen Lage bezzeiten von industriellen Unternehmern zur Anlage von Fabriken bevorzugt wurden. Diese Gegenden, vorwiegend von einem bescheiden und mühselig lebenden Kleinbauernum bevölkert, bieten die Gelegenheit, billigste Arbeitskräfte zu bekommen, als ausgesprochen industrielle Gebiete. Ganz einfach darum, weil wenigstens der größte Teil der Bauern, so lange sie Landwirtschaft betreiben, im Grunde genommen, ein halbes Dasein fristen. Einige Ländereien besitzen sie selten und die Pachtwirtschaft ist nur ein bäuerlicher Nebenverdienst, von der etwas für Küche und Keller übrig bleibt. Diese Bauern, froh, wenn sich ihnen irgend ein Vorverdienst bietet, sind dann im Sommer am frühen Morgen und späten Abend Bauern, und tagsüber, oft auch den ganzen Winter durch Fabrikarbeiter. Sie führen auf diese Weise ein zerteiltes, auf die ärmste Kräfteausnutzung eingestelltes Leben und werden damit entschädigt, daß es ihnen immerhin, soweit die Magenfrage in Betracht kommt, besser geht als ihren gewöhnlichen Brüdern. Sie müssen früher aufstehen als diese, haben oft ein bis zwei Stunden Wegetrede zu überwinden, oder, was auch oft der Fall ist, müssen ein Viege nehmen und Frau und Kindern den Feldbau überlassen. Dafür genießen sie nicht nur den Vorteil, bessere Kunden der Sparkassen zu sein, sondern vielsach sind sie auch die besser behandelten Arbeiter in den Fabriken.

In einer solchen kleinen ländlichen Industriestadt lebten die Martens. Der alte Marten hatte bis zu seinem fünfzigsten Jahre ein solches Doppelleben auf seinen Schultern getragen, und obwohl er gearbeitet hatte für zwei, blieb doch noch genug für Mutter Marten übrig. Nachdem die Jungen die Schule hinter sich hatten, lag fast alles auf ihren Schultern. Erst als Marten schon über die Fünfzig war, warf er in einem Zwist mit dem Fabrikanten den Beitel hin und ward ganz Bauer.

Um diese Zeit waren die Kräfte seiner Frau fast verbraucht, während sich in ihm erst recht die Lust spannte, noch lange Bauer zu spielen. Er packte jedes Jahr ein neues Stück und es schien, als sei er nicht umzubringen. Wenn auch oft die Mutter Marten sagte, sie könne nicht mehr, es sei genug, sie könnten's sich auch jetzt einmal besser machen, so hatte das nur den einen Erfolg, daß er selbst umso mehr ins Neua ging.

In dieser Zeit sehnte sie sich nach Ausruhen und endlichem Feierabend.

Es gibt Menschen, die sich ihr Leben ganz genau zurechtgelegt haben. Alle Wege und Stege sind wie bei einer Sonntagswandernung nach einem Plan bestimmt. Sie machen sich in der Gewißheit, daß sie wirklich der Kapitän ihres Glückes sind, ganz genau aus, daß sie am Abend dieser Wandernung sicher an einem bestimmten Punkte landen und wissen im voraus, daß sie Hunger auf Noteletts

mit Salat haben werden. Oder man denke an die Fantasie jener Beamten, die den Blick aus dem Fenster ihrer ticktackrauen Einöigkeit gelenkt, den Herbst ihres pensionsföheren Daseins unruhvoll erwarten. Im Sommer werden sie mit der Gattin und den Enkeln, die hoffentlich auch einmal wie die Vater Beamte werden, spazieren gehen. Und im Winter — doch darüber ziehen sie einweilen den Vorhang der Zukunft, denn man ist ja selbst ohne Märchen aufgewachsen.

Auch die Mutter Marten war ohne Märchen aufgewachsen, und ihre Nachtträume waren nicht wie die jener Menschenart, die im Traum gleichsam aus hundert Augen sehen.

Die Träume der Mutter Marten waren so einfach, wie ihre Plaudereien mit ihren Enkeln, und schlicht, wie überhaupt ihre Tage. Zupfte einmal wirklich das Geräusch des Tages an ihren Gedanken im Schlaf, so war es selten mehr als ein Flüstern mit dem alten märchenhaften Gott, zu dem sie täglich betete; oder es klang die Arbeit und Sorge der taghellen Wirklichkeit mit schiellichem Ton wieder. Dann war es, als läge leise eine harte Hand auf ihrer Stirn. Dennoch leuchteten am Morgen ihre blauen Augen wie der Sommerhimmel im Spiegeltau der Nuen. Diese fromme Fröhlichkeit überstrahlte hell ihr faltiges, zerfurchtes Gesicht und die schmalen leidengespannten Lippen. So war die Mutter Marten, als sie eines Tages sich ausdenken sollte, daß sie nun für immer Senfe und Dade in die Erde stellen könne. Die knochigen Hände sollten nun gleich den schwach und milde gewordenen Füßen ausruhen. Sie vermochte kaum, sich der wofstenden, wärmenden Ausstrahlung dieses Gedankens hinzugeben. Hatte sie früher keine Zeit für die Phantasie, so hatte ihre Phantasie jetzt gar nicht genug Uebung, um ihr das bis ins Kleinste auszumalen. Sie dachte daran, wie sie im Sommer mit ihren Enkeln spazieren gehe und im Winter mit dem Strickstrumpf beim glutzrinsenden Ofen mit ihnen sitze.

Das war im Herbst, als sie ihren Lieblingsblumen im Garten, den Stiefmütterchen, ihr Winterbett bereite. Sie plauderte dabei mit der Nachbarin über den Zaun von allerlei Dingen und strömte eine Frische und Klarheit aus, wie nie zuvor. Sie sprach mit einer Fröhlichkeit von ihren Sorgen und in überströmender Freude davon, daß sie es nun endlich auch so schön haben werde wie die Stadtfrauen, die am Abend noch spazieren gehen könnten.

Die Nachbarin sagte darauf: „Ich gönne es Euch, Frau Marten. Ihr habt lange genug und mehr geschwiegt, als manche andere von uns.“

In diesem Herbst fingen ihre welken Wangen an zu glühen wie Rosen nach einem trockenen Sommer. Sie blühte auf und ward fröhlich, so daß sie sich an wärmeren Tagen kaum selbst mehr erkannte. Sie durchlebte den Winter bei Plaudern, Strümpfstricken und der Ausgelassenheit ihrer ersten Enkel, so daß die Kälte draußen kaum ihre Seele zu berühren schien. Ihren von Krankheit und Mühsal gebrühten Körper durchrieselten Kräfte, die wie ein neues, bevorstehendes Leben ihre Hoffnung nährten. Sie gab sich ganz dem gleichmäßigen Glid der Ruhe hin.

So verging der Winter und es ward Frühling.

Mutter Marten deckte als eine der ersten ihre Blumenradanten auf und war so das sprossende Leben selbst. Ihre blauen Augen leuchteten hell in den weiten sonnigen Tag. Vater Marten grub die Beete um, schnitt die Beeten aus und machte alles saaisfertig. Dann löten sie gemeinsam und sagten auch miteinander: „Walt's Gott!“

Ging der März, im der April. Ein April, der seinen Ruf nicht verleugnete. Tag für Tag Regen und Wind. Die Sonne aucte nur dann und wann durchs Gewölk. Endlich brach an einem Mitttag die Sonne durch einen Berg schwarzer Wolken, die der Wind auseinandertrieb. Es wurde schnell warm, der Wind legte sich. Alles atmte schwer den Hauch des Frühlings.

Vater Marten war über Feld gegangen, denn es ließ ihm länger keine Ruhe, er mußte wissen, wie die Saaten standen. Mutter Marten sah auf dem Hof und konnte sich. Aber nur eine Viertelstunde. Dann ging sie in den Garten. Der dampfte und duftete, daß sie die Luft aniel, nachzusehen, ob es trocken genug sei, einige durch das Aprilwetter veräumte Bepflanzungen nachzupfeln.

Es ging. Soleich holte sie Haden und Harken, zog Ailen, legte Erbsen, holte sich Salatpflanzlinge und pflanzte ein Salatbeet, kurz, sie arbeitete, als gälte es, ein verloren gegangenes Jahr nachzuholen. Gegen Abend war sie fertig. Sie trocknete sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich auf die Hofbank, um auszuruhen. Dabei lauschte sie dem Stimmengewirr, das sich zwischen Frauen von Zaun zu Zaun fortsetzte. Denn mit der Mutter Marten waren alle Gärten lebendig geworden.

Sie hatte nicht lange gefessen, da überfiel sie eine seltsame Kühle. Es schüttelte sie und sie ging hinein. Mutter Marten wachte, was es war. Sie wachte, daß diese Kühle war wie der Duft, der den Blüten im Zeug wie im Herbst so grausam feindlich ist. Sie ward krank und lag am nächsten Tag mit rotüberhauchten Wangen in den Aissen und atmte schwer. Ihr Mann wollte den Arzt holen, aber sie wehrte ab. Es war ja nicht schlimm. Es war doch schon oft krank gewesen, tokrank sogar, und trotz ihres schwachen Körpers immer wieder durchgekommen. Das ist nur eine Erkältung, sagte sie.

Am dritten Tage holte man den Arzt. Als er sagte, sie müsse sich schon in acht nehmen, es sei Lungenentzündung, zuckte es um ihre Lippen.

Als der Arzt fort war, meinte sie zwar, sie fühle sich stark, habe die Krankheit schon zweimal überwunden. Warum sollte sie es nicht ein drittes Mal übersehen. Dennoch besetzte sie sorgfältig die Anordnungen des Arztes und war peinlich darauf bedacht, die Medikamente auf die Minute einzunehmen. Mit jedem, der nach ihr sah, redete sie, daß sie sich auf den Sommer freue, wo sie

spazieren gehen könne. Aber ihre Stimme ward dabei immer leiser. Die blauen Augen sanken täglich tiefer in ihre Gruben, wurden blässer und schlossen sich oft. Marten fragte sie, ob er den Pfarrer holen sollte. Sie schüttelte den Kopf. Ob er den Jungen draußen in der Fremde nicht schreiben solle, daß sie kommen möchten. Mutter Marten wollte nichts davon wissen.

Am siebenten Tag kamen trotz ihres Widerstandes ihre Söhne herbeigeeilt. Der Pfarrer war ebenfalls bei ihr gewesen. Als sie ihren Söhnen die magere Hand reichte, sagte sie, es wäre gar nicht schlimm, sie hätten deswegen nicht die weiten Reisen zu machen brauchen. Die Söhne gingen nach diesem Gruß hinaus und weinten.

Mutter Marten wollte noch nicht sterben, sie wollte leben. Sehr leben, wo die Tage so sonnig und ruhig wurden. Wie könne ein Schicksal so grausam an ein Gott so hart sein und sie fest aus der friedlichen Stille und Glückseligkeit ihres Feierabends herausreißen. Das konnte Gott, zu dem sie täglich treu wie ein Kind gebetet hatte, nicht wollen.

So waren ihre Gedanken, wenn sie aus dem Fieber erwachte. Ihr ganzes Gesicht, ihr ganzer Körper war ein Kampf gegen die heranschleichende tödliche Umzingelung des Todes. Sie wehrte sich. Jeder Nerv schien zu schreien: Gehe! Nur noch diesmal gehe. Warum gehst du nicht? Ich möchte noch ein wenig im Hellen stehen. So gehe, es liegen so viele herum, die jahrelang nach dir rufen. Geh zu diesen, ich rief dir nicht!

Wenn sie in die Stille zurückfiel, schien es immer, als ob sie gesiegt habe. Sie lag dann friedlich mit gefalteten Händen und schlief.

Indessen war das Regengeprassel gleichmäßig klaren, schönen Tagen gewichen.

Es war Samstag. Einer jener Abende, die in der kleinen Stadt so feierlich sind, fast feierlicher als der Sonntag selbst. Die Gasse warf ihre letzte Glut ins Tal und übergießt das knispende Sand mit einer Fülle purpurgoldenen Lichts, daß es die Augen trunken machte. Der leuchtende Reichtum des Abendrots drängte sich bis in die weißgetünchte Stube, wo die Mutter Marten lag und in schwebenden traurigen Blicken mit dem fliehenden Leben flüsterete. An jenem Abend begann ihr verzweifelter Endkampf mit dem Tode und endigte erst am andern Morgen, als die Sonntagsglocken schon zum dritten Male ihre bittende Zunge lösten.

Sie wehrte sich mit aller Kraft. Sie wollte, mußte diesmal noch Sieger bleiben. Jetzt, wo für sie die Welt so purpurgrün, so schön war, so sonntäglich an jedem Tage.

Wald waren ihre Hände fest gefaltet, bald krallten sie sich krampfhaft an der Decke fest oder suchten hilfeverlangend nach denen ihres Mannes oder ihrer Söhne, die abwechselnd bei ihr waren. Das Fieber stieg. Von Stunde zu Stunde ward ihr Atem kürzer, das Herz schwächer im Kampf. Der Arzt sagte: Es geht zu Ende. Die Kräfte sind zu verbraucht für solch eine Kraftprobe.

Gegen Morgen schien das Fieber ein Flammenmeer zu werden, das immer um ihren Herzschlag kreiste. Ihre Füße waren kalt wie Eis. Die Zunge lag stets auf den Lippen und verlangte nach Kühlung. Der letzte Glanz der Augen wich. Das Gesicht verbog, verzerrte sich und war wie ein einziger Schrei. Nur noch ein einziger langer Schrei: Helft!

Als die Sonne schon gegen Mittag stand, hatte der Tod sie überwunden. Ihr krampf- und kampferquältes Haupt lag in den Kissen, schmerzverzückt. Ein ergebener Trost reichte die blauen Lippen.

Vater Marten hatte ihr die Augen zugebrüht und zu seinen Söhnen gesagt: „Sie hat sich so lange nach Feierabend gesehnt. Nun ist sie von aller Sehnsucht erlöst.“

Seine Augen blickten traurig ohne Tränen. Dann verbannten sie das blendende Mittagslicht hinter die Läden und sanken draußen in der Helle weinend zusammen.

Aus Welt und Leben.

Was das Frauenstimmrecht vermag. Eine imposante Bilanz der Ergebnisse, die das Frauenstimmrecht in den Vereinigten Staaten gezeitigt hat, zieht George Creel in einem umfassenden Aufsatz des Century Magazine. 45 Jahre sind vergangen, seit der erste Staat der neuen Welt, Wyoming, den Frauen das Stimmrecht gab, und seitdem sind neun andere Staaten und ein Territorium dem Beispiel gefolgt. Zu diesen elf Ländern werden sich aber in kürzester Zeit noch weitere gesellen; Gesetze, die das Frauenwahlrecht einführen, werden wahrscheinlich schon 1914 in Montana, Nevada und den beiden Dakotas erlassen werden, und auch in den Staaten New York, New Jersey und Iowa ist die Einführung des weiblichen Stimmrechts nur noch eine Frage der Zeit. Die Erfahrungen, die man während der vier Jahrzehnte in den einzelnen Staaten mit den Frauen als Wähler gemacht hat, gipfeln alle in der Tatsache, daß die Frau in der Politik für den Fortschritt eintritt. Sie ist leicht für das neue begeistert, und natürlich hat sie, sobald sie auf die Gesetzgebung Einfluß gewann, ihre soziale Stellung verbessert und ist allen Uebergriffen gegen Frauen und Kinder entgegengetreten. In Colorado, wo die Frauen seit mehr als 20 Jahren wählen, haben sie bewirkt, daß die soziale Fürsorge in diesem Lande weiter gediehen ist als in allen

übrigen Staaten Amerikas. Auf ihre Anregung hin wurden von Staats wegen Heime für Kinder eingerichtet, großartige Erziehungsanstalten werden geschaffen, Jugendgerichtshöfe eingesetzt und das Schulalter für Mädchen auf 18 Jahre bestimmt. In Kalifornien und andern Staaten hat das weibliche Geschlecht einen erbitterten Kampf gegen alles Laster geführt, ohne Rücksicht auf irgendwelche geschäftlichen Vorteile. Die Frauen setzten die Schließung zahlreicher Vergnügungslöcher durch, und als man ihnen entgegenhielt, daß das Geschäft dadurch geschädigt werde, antworteten sie: „Wenn Trunkenheit und Ausschweifung notwendig sind, um gute Geschäfte zu machen, dann muß diese Art Geschäft je eher desto besser aufhören.“ Die Trunksucht ist heute in den Staaten, die Frauenwahlrecht haben, unendlich viel geringer als in den andern Staaten. In Wyoming sind gegen 90 Prozent der Bevölkerung Abstinente. (?) Unter den 62 Bezirken Colorados ist in 50 der Alkoholgenuß untersagt. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Utah und Idaho, und in Kalifornien sind die „trockenen“ Städte seit der Einführung des Frauenstimmrechts von 200 auf 600 gestiegen. Eine andere Forderung, für die sich die Frauen mit aller Entschiedenheit einsetzten, war der Achtstundentag; doch gelang es ihnen bisher nur, den Neunstundentag durchzusetzen. Doch sind sie auch mit diesem Resultat den meisten andern Staaten der Union voraus. Viel getan worden ist in den Staaten mit Frauenstimmrecht, hauptsächlich auf Anregung des weiblichen Geschlechts, für das Erziehungswesen und die Gefängnisreform.

Gesundheitspflege.

Rauchplage und Lungenentzündung.

Auf Grund statistischer Untersuchungen hat Kreisarzt Dr. Mosherhamm, wie er auf der letzten Tagung des preussischen Medizinalbeamtenvereins ausführte, gefunden, daß neben anderen Ursachen besonders der Rauch für das Zustandekommen der örtlichen Lungenentzündungen wie überhaupt der akuten Erkrankungen der Atemwege verantwortlich zu machen ist. Durch Vergleich der Sterblichkeit in den Krankenhäusern zu Gelsenkirchen und Hamm hat er neuerdings festgestellt können, daß in Gelsenkirchen die Sterblichkeit an allen Erkrankungen der Atemwege größer ist, als in Hamm. Er führt dies darauf zurück, daß Gelsenkirchen im Zentrum des rheinisch-westfälischen Industriebezirks liegt, während Hamm nach Osten hin durch keine größere Industrie begrenzt wird. Auch in London und in seinem südlichen Vorort Croxted sind ähnliche Verhältnisse zu konstatieren. Die anderen Schädlichkeiten des Rauches bestehen im Verlust an Sonnenschein, Zunahme der Nebeltage, Verstärkung der Bauten, wie am Köhler Dom und Schädigungen der Pflanzen. Um ein einheitliches Vorgehen, gegen die Rauchplage anzubahnen, empfahl Dr. Mosherhamm die Bildung einer Kommission aus verschiedenen Ministerien, die in allen wichtigen Fragen die Prüfung und Entscheidung zu treffen hat. Daneben wünschte er die Errichtung einer Anstalt, die durch Zusammenarbeiten mit dem neuen Kaiser Wilhelm-Institut für Kohlenforschung und mit hygienischen und technischen Untersuchungsämtern die Frage praktisch bearbeitet.

Für Haus und Hof.

Ueberreicher Fruchtansatz erfreut dieses Frühjahr das Auge des Garten- und Obstgärters. Wer neidisch am Baum vorüber wandert, zählt wohl die Hunderte von Birnen und Äpfeln, die sich da an den Ästen schon langsam zu runden beginnen. Er bedenkt nicht, daß auch hier das Allzupiel vom Uebel wäre und daß der Besitzer deshalb da, wo die Früchte zu dicht stehen, einen Teil ausbrechen muß. Dadurch beugt er einer unnötigen Erschöpfung des Baumes vor und erreicht, daß die bleibenden Früchte größer und damit wertvoller werden. Aber auch die Natur hilft sich hier vor selbst durch selbsttätiges Auslichten. Sind die meisten der Blütenblätter gefallen, so lassen sich schon an den Fruchtbüscheln einige Früchte erkennen, die besser entwickelt sind als die übrigen. Die zurückbleibenden, schlechter entwickelten Früchtchen fallen bald ab. Man darf daher nie zu früh mit dem Auslichten beginnen. Erst wenn die Früchte etwa die Größe von Haselnüssen erhalten haben, so schreibt die bekannte Zeitschrift Unser Garten (Stuttgart), beginnen wir mit dem Ausmerzen der Früchte, die in der Entwicklung etwas zurückgeblieben oder verkrüppelt sind. Dieses Auslichten der Früchte darf nicht auf einmal erfolgen, sondern in Zeitabschnitten von 14 zu 14 Tagen. Die einzelnen Früchte ziehen eine Menge Nahrung an sich und ein plötzliches Auslichten einer größeren Menge Früchte könnte eine Störung zur Folge haben. Beim allmählichen Auslichten nehmen die übrigenbleibenden Früchte die Nahrung mit auf und entwickeln sich zusehends besser. Im allgemeinen rechnet man auf den laufenden Meter Spalierarm 15 kleine, 10 mittlere oder 5 große Früchte.